

10, 7—8 usw.), so sollen auch heute die Priester sich als Männer des Geistes einsetzen und nicht als Amtsträger einer Autorität. Das „System“ verlangt Unterwerfung; das Leben dagegen sucht nur Überzeugung, freie Zustimmung der Person.

„Die Achtung vor der geistigen Freiheit ist etwas so Zartes und so Anspruchsvolles“ sagt Congar, „daß man sich schwerlich das Zeugnis wird ausstellen können, sie niemals verletzt zu haben. Man mag von ihrer Wichtigkeit überzeugt sein, entschlossen sie hochzuhalten, und eines Tages merkt man, daß man bei dieser oder jener Gelegenheit doch wie ein Proselytenmacher reagiert hat. Unser Eifer läßt sich so leicht zu gewissen Manieren des Corps-Geistes oder des Wettbewerbs hinreißen“. „Nie achtet man die Freiheit einer Seele genug.“ Die moderne Seele ganz besonders haßt es, belagert zu werden, oder, wenn sie schon belagert sein soll, so nur von Gott allein.

Am Ende seines Artikels warnt dann Congar noch vor einem Fehler: so nötig und richtig auch die Haltung des „Evangelisierens“ im Gegensatz zu der der Proselytenmacherei ist so darf man aus ihr keine Ekklesiologie machen, d. h. nicht die Natur der Kirche aus ihr ableiten sonst würde man das Wesen der Kirche verkennen, die Nützlichkeit ihrer Gruppierungen, ja selbst die Hierarchie und die Sakramente. Doch man kann auch umgekehrt nicht aus einer abstrakten Ekklesiologie das Wesen der Glaubensverkündigung ableiten. Denn die Kirche ist zwar die Wahrheit, aber mit dieser Wahrheit darf man dennoch nicht die gebrechliche Freiheit der menschlichen Person erdrücken. Die Haltung der Glaubensverkündigung fließt aus einem Geist, nicht aus einem System. Das System, die Organisation, die Gruppierung sind am Platz für die die innerhalb der Kirche sind. Aber auch sie müssen, wie die Verkündigung an die, die draußen stehen, vom Geiste des Apostolats erfüllt und „geistlich, nicht fleischlich“ sein.

## Welcher Unterschied besteht zwischen Glauben und Unglauben für das Leben?

Von Menschen guten und besten Willens aus entchristlichten Schichten unserer Umwelt kann man oft, so berichtet Kanonikus Jacques Leclercq im Aprilheft der „Vie Intellectuelle“ die Frage hören: „Was würde anders, wenn ich katholisch würde? Ich ginge in die Messe und zur Beichte, aber im übrigen würde ich genau so weiterleben wie bisher“ — d. h. als ehrenhafter Mensch, gewissenhaft im Beruf, hilfsbereit und treu. „Und wenn Gott gütig ist wie Sie sagen“, so hat jemand dem Priester weiter gesagt so wird er mir meine Unfähigkeit zu glauben nicht anrechnen wenn ich sonst doch alles tue, was Ihre Religion verlangt“.

Wie kommt es daß der Ungläubige den Eindruck hat, der Glaube wirke sich im Leben weiter nicht aus, als daß man eben „zur Messe und zur Beichte geht“ wie kommt es daß er fragen kann: wozu dient der Glaube an Gott?

Ein Katholik alter Art würde, so sagt J. Leclercq, diese Frage überhaupt nicht verstehen. Er würde antworten: Aber wieso denn? Dazu meine Seele zu retten, natürlich! Der moderne Katholik versteht, daß gerade diese Antwort den Ungläubigen guten und besten Willens abstößt: er verachtet diesen frommen Egoismus, und sein Herz

brennt nach Gerechtigkeit und gegenseitiger Liebe und Hilfe.

Natürlich ist eine solche Frage in sich absurd. Wenn Gott existiert, dann muß man eben an ihn glauben und ihm gehorchen, ob das „zu etwas dient“ oder nicht. Der christliche Glaube setzt die Existenz Gottes voraus, und auch die Lehre Jesu richtet sich an ein Volk, das glaubt: diesem enthüllt er Gottes Vaterliebe, Seinen Willen, uns zu sich zu ziehen und das irdische Leben als Vorstufe zu jenem anderen Leben bei Gott zu betrachten. Zu jenem Leben gelangt man durch die Reinheit des Herzens und die Liebe zum Nächsten in diesem Leben. Liebe zum Nächsten bedeutet zugleich Liebe zur Gerechtigkeit: „Suchet das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.“ Dieser Lehre ist die Christenheit sehr oft untreu gewesen. Viele versuchen sich zu retten, ohne die Gerechtigkeit zu lieben, ohne ihren Nächsten zu lieben und für das Reich Gottes auf Erden zu arbeiten, und sie haben die Unglücklichen damit getröstet, daß sie ihnen den Himmel versprochen.

Aber nur mich darf ich an der Hoffnung auf den Himmel aufrichten, mit dem Unglück der Anderen darf ich mich nicht abfinden, wenn ich nicht alles getan habe, um ihnen zu helfen. Gerade darin sieht Leclercq die Harmonie des christlichen Lebens: daß man das Leiden für sich selber annimmt, sich aber gegen das Leid und die Ungerechtigkeit, die anderen angetan wird, erhebt, gegen all diese Folgen der Sünde, des Egoismus, des Stolzes. Die Liebe zur Gerechtigkeit muß dazu drängen, das himmlische Königreich auf Erden zu verwirklichen durch jene Liebe, in der jeder sich für jeden aufopfert. Es müßten sich also eigentlich sofort die Folgen des Glaubens zeigen.

Nun ist es so, daß die Botschaft Christi ein unendliches Verlangen nach Gerechtigkeit und eine bis dahin unerhörte Hoffnung auf Gerechtigkeit in die Welt gebracht hat, daß aber mit der Zeit die gewaltige Masse derer, die sich Christen nennen und doch diese Botschaft veraten, dazu geführt hat, daß sich viele von einer Religion abwenden, die ihre Verheißungen anscheinend nicht erfüllt. Der große christliche Aufschwung hat sich nur in der geringen Schar der Heiligen und der wirklich Hingegebenen verwirklicht, nicht aber im Leben des Durchschnitts. Der Außenstehende, der Ungläubige kann nicht erkennen, daß das Bekenntnis zu Christus eine Wiedergeburt sein soll. Für uns Menschen, sagt Leclercq, ist eine rein theoretische Wahrheit nichts, wovon wir leben können. Als Geschöpfe aus Fleisch und Blut, Leib und Seele erfassen wir nur eine gelebte Wahrheit wirklich, nur sie reißt uns mit. Und die Botschaft Christi fordert uns auch in der Tat ständig auf, zu verwirklichen: „Liebet einander...“, und sein Vorbild lehrt uns zu sagen: „Kommet her, die Ihr mühselig seid und beladen...“. Er selber tut Gutes allen, die ihm glauben. Daraus zieht Leclercq zuerst einmal den Schluß, daß es legitim ist nach dem Nutzen des Glaubens zu fragen: wozu dient es, an Gott zu glauben? Auch Christus selber hat ja seine Gottheit durch Gutes tun erwiesen. Wir messen die Wahrheit an ihren Früchten: Gott weiß es, er hat uns ja so geschaffen. Wir sind nicht dazu gemacht, die Wahrheit rein verstandesmäßig einzusehen.

Wie ist es nun aber dazu gekommen, daß die christliche Unterweisung, wie sie heute allgemein üblich ist, so wenig Zeugnis für die Wahrheit unsres Glaubens von uns im Leben verlangt? Daß sie nur ein Minimum von



moralischen Anforderungen als unerlässlich zum Besitz der „Gnade“ umschreibt?

Christus hat gesagt: „Man soll den Docht nicht auslöschten, der noch qualmt“. Von dieser Weisung ausgehend, haben die Theologen die Minimalvoraussetzungen für die Gnade festgelegt, um niemandem vom Reich Gottes auszuschließen, der vielleicht noch Zugang haben könnte. Aber diese Minimalvoraussetzungen haben nur einen Sinn in einem noch im Ganzen christlichen Milieu.

Ein Geist der Liebe hat zu diesen niedrigen Forderungen geführt, wie auch nur ein Geist der Liebe die Praxis der Kirche erklärt, die sterbenden Sünder noch mit der Gnade der Sakramente retten zu wollen. Aber diese Liebe, die sich keinen Getauften entgehen lassen möchte, wirkt sich ungewollt so aus, daß sie die Ungetauften abstößt. Gewiß gibt es auch eine ganze andere Seite der christlichen Unterweisung, die zu einem Leben der Vollkommenheit führt; aber diese tritt nur in besonderen Zirkeln, in der Katholischen Aktion, in Kongregationen und Bruderschaften hervor. Sie stellt nicht jenen Ausgangspunkt der Berufung zum Christentum dar, den die Außenstehenden erkennen. Daher haben gerade jene Nichtchristen, die ein großes Verlangen nach dem Höchsten, einen Durst nach Wahrheit und Hingabe in sich tragen, so leicht den Eindruck, daß die katholische Kirche diese ihre Sehnsucht nicht wird stillen können. Ihre Hochherzigkeit selber trennt sie paradoxerweise von der Kirche.

„Müssen wir nicht die verwirrende Feststellung machen“, schließt M. Lerclercq, „daß die christliche Moral, das, was wirklich den Christen eigentümlich ist, was ihr Erbteil ausmacht und was man sich auf nichtchristlichem Boden nicht vorstellen könnte nirgendwo in unsern Unterrichtseinrichtungen im offiziellen Unterricht gelehrt wird? Die Moralunterweisung umfaßt die Moralphilosophie, die sich mit abstrakten Problemen befaßt, mit der Natur des Guten, der Pflicht, der Gewissenserforschung; dann folgt die Moraltheologie, die die Grenzen der Sünde zu bestimmen sucht. Dazu tritt dann gleichsam im Hintergrund das Studium dessen, was man Spiritualität oder die Bedingungen der Vollkommenheit in einem fast ausschließlich inneren individuellen Sinne nennt. Die Einbeziehung des Christen in das Werk Christi wird nur zufällig, in gewissen Gruppen, durch gewisse Bücher, und Zeitschriften gelehrt, die nur einer ganz kleinen Zahl zugänglich sind. . . Vielleicht setzt man sie als bekannt voraus. Aber wie soll man sie kennen lernen, wenn die Kinder sie weder auf der Primarschule noch auf der höheren Schule kennen lernen, die Priester nicht von ihr in den Seminaren gehört haben? . . .“

## Bewußtes und unbewußtes Christentum

Was in Frankreich durch die nun schon Generationen alte Trennung von Kirche und Staat offenbar geworden ist, nämlich die Entchristlichung der breitesten Schichten der modernen Gesellschaft, ist in anderen Ländern noch verdeckt. Wo die dumpferen Schichten noch unter dem Einfluß des vom Staat geschützten alten Brauchs stehen, verraten nur die beweglicheren Schichten den wahren Stand der Dinge: die Intellektuellen und die Arbeiterschaft. Aber jenes nur brauchhafte Christentum ist in Wahrheit oft gar kein Christentum mehr. Eine solche Gefahr — die Gefahr, daß unter der christlichen Konven-

tion kein wirkliches Christentum mehr steckt, daß aber die geistig Wachen den Weg zum Christentum nicht mehr finden — besteht zum Beispiel in Österreich. In der *österreichischen Zeitschrift „Gloria Dei“* schreibt Prof. Dr. Jungmann SJ darüber. Er nennt das konventionelle Christentum „unbewußtes Christentum“, weil es sich selber des Wesens des Christentums nicht bewußt ist. Es wird von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt und hilft den Menschen, die christlichen Lebensforderungen zu erfüllen und sie zum Heil zu führen; aber seine Bekenner erfassen nicht mehr seinen tiefsten Sinn und seine weltumstürzende Kraft. Seine Voraussetzung ist, daß es nicht angefochten wird. Wo sich das Christentum in dieser Lage befindet, ist das Brauchchristentum durchaus zu rechtfertigen: das Minimum von Wissen um die Heilsgeschichte genügt seinen Bekennern immerhin, die Sakramente würdig zu empfangen und am Meßopfer teilzunehmen, im Besitz der Gnade zu sein und aus ihr zu leben, wie ein Kind. Auch die Seelsorge begnügt sich in solchen Verhältnissen mit dem Bewahren des Vorhandenen. Der Pfarrer oder Leutpriester der mittelalterlichen Pfarre z. B. erhob sich in der Regel nicht über diese Stufe. Die seelsorglichen Bemühungen bewegten sich hauptsächlich auf dem Boden der sittlichen Belehrung, nicht auf dem der Einführung in die Glaubensgeheimnisse. Und das ist noch heute so, dort, wo ein überliefertes, „unbewußtes“ Christentum besteht.

Aber wo die ruhigen Verhältnisse erschüttert werden, muß dieses Christentum versagen. Gerade hier schlägt das Verhalten dann schnell ins Gegenteil um. Wie der Glaube nicht erfaßt war, so besteht auch kein Bedürfnis, die Gegnerschaft gegen den Glauben zu erfassen; Schlagworte genügen, die Messe ist nun Götzendienst und die Religion Opium für das Volk.

In Österreich — wie übrigens auch im katholischen Deutschland — gibt es noch große Volksteile, die treues Kirchenvolk sind, die Sonntagsmesse besuchen und die Ostern halten. Selbst für diese kann aber heute eine rein bewahrende Seelsorge alten Stils nicht mehr ausreichen. Sie müssen aus dem Traumzustand eines sicheren Besitzes aufgeschreckt werden, und das erste, was der Seelsorger zu leisten hat, ist, daß er das Verlangen nach bewußtem Besitz dessen, was sie an ihrem Glauben haben, in ihnen weckt.

Man redet häufig davon, daß jemand ein „bewußter Christ“ sei und meint damit, daß er an seinem Glauben festhält und sich offen zu ihm bekennt; aber das ist hier nicht gemeint und das würde nicht genügen. Bewußt muß dem Christen das Wesen seines Glaubens werden, der mehr ist als Gottgläubigkeit und moralische Anständigkeit. Er muß sich bekennen können zu der übernatürlichen Ordnung der christlichen Wiedergeburt und vor allem zu der Person Christi als dem Geheimnis der Menschwerdung zu unserer Erlösung. Selbstverständlich braucht der einfache Gläubige nicht den ganzen Umfang der begrifflichen Unterscheidungen der Theologie zu kennen. Aber er muß erfassen, daß Gott uns in Christus mehr geschenkt hat, als wir je hätten beanspruchen können, daß wir durch ihn Kinder Gottes und Miterben des Himmels sind und daß die Kirche die Gemeinschaft derer ist, die den Anschluß an Christus gefunden haben und daß er der einzige Weg ist, der zum Vater führt. Dieses bewußte Christentum haben auch die Apostel den ersten Gläubigen verkündet. Paulus freut sich über die Korinther, weil sie in Christus reich